

Anthony Nerada
Skater Boy

Anthony
NEKADA

Skater Boy

*Aus dem Englischen
von Mareike Weber*



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2025

Erstmals als cbt Taschenbuch März 2025

© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Copyright © 2024 by Anthony Nerada. All rights reserved.

By Arrangement with The Deborah Harris Agency.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Skater Boy« bei Soho Teen,

an imprint of Soho Press, Inc., New York

Aus dem Englischen von Mareike Weber

Lektorat: Monika Hofko

Umschlaggestaltung: Guter Punkt GmbH & Co. KG

Umschlagmotiv: Mi Ha & Andreas Sträußl, Guter Punkt, München,

unter Verwendung von © iStockphoto (AF-studio)

Innengestaltung unter Verwendung der Bilder von:

© Adobe Stock (Sweta, BestNerdLife)

sh · Herstellung: DiMo · ChS

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31607-8

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für alle, die queer sind und schon einmal
die Pronomen in ihrem Lieblingslied geändert haben,
damit das Happy End für sie stimmt – ich sehe euch.
Ich höre euch. Also scheißt drauf und singt
so laut ihr könnt. 🤘*

*Und für Tim, denn er ist die bessere Hälfte
der größten Lovestory, die ich je erzählen werde.*

Liebe*r Leser*in,

stell dir vor, du bist wieder zehn Jahre alt. Wir haben das Jahr 2000-irgendwas, du sitzt auf dem Rücksitz eures Familienautos, und dein Lieblingssong kommt im Radio. Die Stimmung reißt dich mit, du bekommst eine Gänsehaut an den Armen, und das Auto verwandelt sich auf einmal in eine ausverkaufte Arena. Aber trotz der ausgelassenen Stimmung singst du ein bisschen leiser als deine Geschwister. Du kannst den Songtext auswendig, aber du änderst heimlich die Pronomen, machst aus »sie« ein »er«, damit du eine Welt in Worte fassen kannst, in der du frei bist, du selbst zu sein. Damals konnte ich noch nicht verstehen, was ich da tat, aber mir gefällt der Gedanke, dass mein Debütroman *Skater Boy* in jenem Moment geboren wurde – als ich beim Singen versuchte, mir einen Platz zu schaffen, wo auch ich ein Happy End erleben konnte.

Als ich 2013 mein Coming-out wagte, hielt ich es für meine Aufgabe – meine Pflicht –, alles zu verkörpern, was ich als die prägendsten Grundpfeiler der LGBTQIA+-Community ansah. Und während ich Serien wie *Will &*

Grace und Popstars wie Lady Gaga kennen- und schätzen lernte, verlor ich aus den Augen, wer ich selbst war. *Skater Boy* zu schreiben, gab mir die Erlaubnis, zu mir selbst zurückzukehren. Es erinnerte mich daran, dass es nicht nur *eine* Art gibt, schwul zu sein. Dass wir den Broadway *und* My Chemical Romance lieben können. Dass wir uns die Fingernägel lackieren *und* zu Metallica abrocken können.

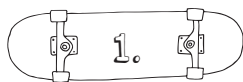
Am Anfang wollte ich eine unbeschwerte romantische Komödie schreiben, mit einer kleinen Hommage an eine klassische Pop-Punk-Hymne. Doch als die Hauptfigur Wesley »Big Mac« Mackenzie mir sein wahres Gesicht zeigte, wusste ich, dass es noch so viel mehr zu erzählen gab. Wes' Geschichte – wie er sich gegen die Etikette wehrt, die man ihm aufdrückt, wie er herauszufinden versucht, was es bedeutet, »out and proud« zu sein, und wie er seine wahren Gefühle unterdrückt, um sein Image aufrechtzuerhalten – ist eine, die viele queere Jugendliche erleben, aber selten erzählen. Im Grunde ist die einzige Emotion, die männliche Cis-Teenager zeigen sollen, Wut. Denn Wut macht dich zu einem »Mann«. Einem »Kämpfer«. Alle anderen Emotionen führen nur dazu, dich zu »entmännlichen«. Es ist ein Schlag ins Gesicht, wenn du dich danach sehnst, dich auszudrücken, und dann bestraft wirst, wenn deine Art, dich auszudrücken, nicht die richtige ist.

Mit Wes wollte ich einen Protagonisten schaffen, der kompromisslos seine Gefühle zeigt. Der nie infrage stellt, wer er ist. Und auch wenn er auf diesen Seiten sein Coming-out haben mag, wollte ich das nie in den Mittelpunkt stellen. Was Wes in meinen Augen besonders macht, ist die Tatsache, dass es nicht bloß seine Sexualität ist, die ihn

zurückhält, sondern der innere Konflikt, schwul zu sein und zugleich als Rowdy abgestempelt zu werden (etwas, das er seinem Gefühl nach nie war). Indem ich Wes' Geschichte erzähle und jemandem eine Stimme gebe, der normalerweise nicht die Möglichkeit hat, im Rampenlicht zu stehen, will ich meinen Leser*innen vermitteln: Egal, wer sie sind oder woran sie interessiert sind – ihr Leben ist wertvoll, und sie haben jedes Recht, hier zu sein. Ich habe *Skater Boy* genauso für mich geschrieben wie für die queeren Kids am Rande dessen, was die Gesellschaft als »hinnehmbar schwul« definiert; für diejenigen, die wütend und verletzt sind und die mit Gefühlen zu kämpfen haben, die sie nicht richtig benennen können.

An diesen Jungen auf der Rückbank, der sich noch nicht zum Coming-out durchringen kann – du sollst wissen, dass dieses Buch für dich ist. Deine Stimme ist es wert, gehört zu werden.

Anthony Nerada



God Save The American Idiot

Ich hasse die Menschen.

Sie sind falsch und überheblich, sie stellen ständig irgendwelche Vermutungen auf, und auch wenn sie sich anfangs noch so sehr bemühen, am Ende lassen sie dich immer hängen. Und um ehrlich zu sein, es ist mir auch ganz egal, ob sie mich mögen. Aber als ich den Jungen am Kragen seines Captain-America-T-Shirts packe und ihn gegen die Spinde drücke, ist das nagende Gefühl in meiner Brust fast so stark, dass ich mich frage, was ich hier eigentlich mache.

Fast.

»Her damit«, fauche ich ihm ins Ohr, während ich mit der freien Hand seine Taschen abtaste.

Was soll ich sagen? Der Kleine ist selbst schuld. Ich hab ihn während der dritten Stunde entdeckt, wie er hinter einem Müllcontainer hervorspähte. Als er auf den Auslöser seiner Handykamera drückte, war ich gerade dabei, mit meinem Schlüssel die Seite von Rektorin Cohens Auto entlangzukratzen. Er hatte mich auf frischer Tat ertappt.

Typen wie der, die verkehren nicht in denselben Kreisen wie ich. Die haben die Angewohnheit, mich zu verpfeifen. Aber zum Glück war es ein Leichtes, ihn vor dem Büro der Direktorin abzufangen.

Der Typ hat natürlich nicht gefragt, warum ich es getan habe. Dann hätte ich ihm nämlich erzählt, dass ich heute Morgen mitgekriegt habe, wie Rektorin Cohen mich einen Proll genannt hat. Aber ich bezweifle, dass ihn das gekümmert hätte. Die Wahrheit zu sagen, ändert überhaupt nichts. Es hat noch nie etwas geändert.

»Bitte, i...ich hab das Bild gar nicht mehr, ich schwör's. Tony hat mich schon zusammengeschissen und mich gezwungen, es zu löschen.« Sein Blick schießt Hilfe suchend durch den Flur.

Es ist nicht so, dass ich ihm nicht glaube – das klingt auf jeden Fall wie etwas, was Big Cheese tun würde –, aber ich kann ihn nicht einfach laufen lassen. In der sozialen Rangordnung der Stonebridge High gelte ich als Schlägertyp, seit ich zum ersten Mal einen Fuß in diese Stadt gesetzt habe. Ob es mir gefällt oder nicht, ich muss mein Image wahren.

Ich will nicht lügen. Mal abgesehen von den gelegentlichen Schulverweisen hat es auch seine Vorteile, der Bad Guy von Stonebridge zu sein. Nicht nur habe ich seit einer Ewigkeit nicht mehr selbst für mein Mittagessen zahlen müssen; es hat mich auch noch nie jemand davon abgehalten, in den Pausen mit dem Skateboard durch die Korridore zu fahren. Wenn man mal vom letzten Halbjahr absieht, als eine Mitschülerin Pausenaufsicht hatte, die ich für ihr Schweigen mit einem Joint bestechen musste. Man

sollte meinen, rebellische Typen wären in diesem Zeitalter des My-Chemical-Romance-Revivals beliebt, aber das sind wir nicht. Niemand will sich mit dem wütenden Rothaarigen in der schwarzen Lederjacke und den ausgebleichen Skaterschuhen anlegen. Abgesehen von diesem Jungen anscheinend.

Ich stoße ihn fester an die Wand und balle die Faust um den Stoff seines T-Shirts.

Zuerst versucht der Junge, sich zu wehren, mit einem schwachen Schlag gegen meinen Arm und einem Tritt über meinem rechten Knie. Aber er gibt schnell auf, denn er weiß, dass er keine Chance hat. Er ahnt nicht, dass er nur etwas härter hätte treten müssen und ich wäre vor Schmerzen zusammengebrochen. Meine Kniescheibe ist meine Achillesferse, mehr Trauma als Knochen.

Ich fordere ihn auf, seine Taschen auszuleeren. Ich würde den Jungen nie wirklich verletzen, aber die Angst in seinen Augen sagt mir, dass er das nicht weiß.

»Das soll wohl ein Scherz sein, was?«

Ich werfe einen Blick über die Schulter. Mr Hamilton, der Beratungslehrer, steht in der Tür seines Büros. Seine weißen Nikes leuchten im Neonlicht des Flurs. Wenn er nichts gesagt hätte, hätte ich ihn ganz übersehen – mit seinem beigefarbenen Hemd und seiner braunen Cordhose scheint er mit den Schulwänden zu verschmelzen.

Er verschränkt die Arme. »Willst du wirklich auf dem Weg zu unserem Termin jemanden zusammenschlagen?«

»Unserem was?«, frage ich verwirrt.

Was glaubt Mr Hamilton eigentlich? Dass ich tatsächlich daran gedacht habe und sogar vorhatte hinzugehen – zu

diesem Psycho-Gespräch, das Rektorin Cohen mir verordnet hat, weil ich letzte Woche die Turnhalle mit Graffiti besprüht habe? Wenn meine besten Freunde Tony und Brad nicht gewesen wären, wäre ich jetzt überhaupt nicht in dieser blöden Situation. Sicher, streng genommen war ich derjenige, der die Sprühdosen gekauft hat, aber wenn Tony sich nicht aus jeder Situation herausreden würde und Brad nicht so verdammt schnell wäre, wäre ich nicht der Einzige gewesen, der erwischt wurde. Außerdem, warum den ganzen Beratungsquatsch durchkauen, wenn Mr Hamilton doch genauso gut weiß wie ich, dass meine Zukunft schon längst für mich entschieden wurde?

Mr Hamilton stemmt die Hände in die Hüften und ich reiße in gespielter Kapitulation die Arme hoch und lasse den Jungen auf den Boden rutschen.

Ich bin nicht wie Tony und Brad. Ich weiß, wann ich die Stellung halten und wann ich aufgeben sollte. In meinen siebzehn Jahren hab ich gelernt, dieses ganze Hände-in-die-Hüften-Getue als verräterisches Zeichen zu deuten. Jetzt muss ich mich vorsehen, wenn ich nicht für den Rest des Halbjahres meine Mittagspause als offizieller Mülleinsammler verbringen will. Genau wie im Junior-Jahr.

Ich greife nach meinem Skateboard, während der Junge auf allen vieren seine Schulbücher zusammensucht und dann eilig von der Bildfläche verschwindet.

Mr Hamilton sieht mich durch seine Hornbrillengläser an und lächelt, als wären wir die besten Freunde, was geradezu eine Ironie ist, wenn man bedenkt, dass ich ihm eigentlich scheißegal bin. Ich bin nur ein weiterer Name auf

der Liste von straffälligen Schülern, die er bis zum Ende des Schuljahres abhaken muss.

Seufzend zwänge ich mich an ihm vorbei, setze mich auf einen Stuhl und lasse mein Skateboard vor mir auf den Boden fallen. Mr Hamiltons Büro hat die Größe eines Dixi-Klos mit altmodischen lackierten Holzpaneelen an den Wänden und kaum genug Platz für den Aktenschrank in der Ecke. Das kleine Fenster neben dem Schreibtisch mit Computer ist vergittert – eigentlich zu unserem eigenen Schutz, aber es erinnert mich daran, dass ich hier in Haft bin.

Was die Sache noch schlimmer macht, ist, dass Mr Hamilton immer wie eine Wolke von Bodyspray riecht. Er glaubt wahrscheinlich, dass ihn das sympathischer macht.

»Ich werde nichts beschönigen, Mr Mackenzie«, sagt er und schwingt auf seinem Drehstuhl zu mir herum. »Ihre Noten sind katastrophal ...« Seine Stimme verebbt, und er blickt über seinen Nasenrücken auf mich herab, als sollte ich überrascht sein. Entsetzt sogar.

Aber das bin ich nicht. Nicht so recht. Ich habe in diesem Halbjahr mehr Unterrichtsstunden geschwänzt als besucht.

Ich weiß auch nicht.

Schule ist sinnlos.

Warum soll ich mir freiwillig stundenlang das Gelaber eines Lehrers anhören, wenn ich in weniger als zehn Minuten auf Google jede Antwort finden kann, und das alles, ohne jemals mein gemütliches Bett zu verlassen? Man muss im Unterricht nur einen ganz kurzen Blick auf sein Handy werfen oder sich ablenken lassen und heimlich ein Foto vom ersten Schneefall des Winters machen, und schon wird

es für den Rest des Tages einkassiert. Totaler Mist. Und wenn besagter Lehrer dann vor der ganzen Klasse verkündet, dass aus dir nie etwas werden wird, ist es auch egal, wie viel Mühe du dir gibst, wo du doch sowieso immer nur ein C und ein »verbesserungsbedürftig« bekommst.

Es ist auch nicht so, dass die Schule einen auf das wahre Leben vorbereitet. Die Schule hat mir nicht beigebracht, wie man mitten in der Nacht auf dem Standstreifen der Autobahn einen Reifen wechselt. Oder wie man jeden Monat ein paar Extradollar für schlechte Zeiten zurücklegt. Das hat mir alles Ma beigebracht. Und noch mehr. Im Ernst jetzt, wann würde ich je wissen müssen, wie lang ein Dreieck ist? Dazu hat man doch ein Lineal.

Mr Hamilton mustert mich mit einem schiefen Blick.

In diesem Moment wäre es schlau, so etwas zu sagen wie: »Ich nehme ihre besorgten Worte zur Kenntnis, Sir, aber die Bedeutung des zugrunde liegenden Sachverhalts erschließt sich mir nicht ganz.«

Erwachsene lieben so was. Diesen blumigen Sprachmüll. Aber ich nicht.

»Was wollen Sie damit sagen?«, frage ich achselzuckend. Mein Blick bleibt an dem einzelnen Barthaar am Kinn hängen, das er heute Morgen beim Rasieren vergessen hat.

»Ich will damit sagen, Mr Mackenzie, wenn Sie sich nicht am Riemen reißen, wird das nichts mit Ihrem Schulabschluss.«

Er benutzt ständig meinen Nachnamen, als wäre es eine Drohung, als könnte mich die Anrede mit dem Namen meines Vaters einschüchtern. Doch der Schuss geht nach hinten los, denn ich kannte den Typen kaum.

Trotzdem spüre ich, wie sich mein Magen zusammenkrampft.

Ich weiß, ich sollte etwas Besorgnis zeigen angesichts meines bevorstehenden Verderbens. Ich sollte höflich sein und einem Erwachsenen Respekt entgegenbringen. Das ist zumindest das, was man uns beibringt.

Stattdessen sage ich: »Wollen Sie mich verarschen?«

»Passen Sie auf, was Sie sagen, Mr Mackenzie.«

Wenn ihr es nicht schon erraten habt – ich habe es nicht so mit Worten. Zumindest nicht, wenn es darum geht, mit Leuten zu reden. Wenn ich witzig sein will, treffe ich den falschen Ton, und die Leute denken, ich will mich über sie lustig machen. Wenn ich intellektuell klingen will, komm ich launisch und taktlos rüber.

Bei Autoritätspersonen ist das sogar noch schlimmer.

Als ich jünger war, haben die Lehrer immer gedacht, ich hätte eine sogenannte oppositionelle Verhaltensstörung, aber das war es nicht. Ich finde einfach nicht die richtigen Worte, um meinen Standpunkt rüberzubringen. Das macht mich dann wütend, weswegen ich unverschämt werde, was mich wiederum wütend macht, weil ich unverschämt war. Außerdem hatten die Erwachsenen zwar immer schnell eine Diagnose parat – und dachten, sie könnten mich mit Tabletten zum Gehorsam bringen –, aber niemand hat mich mal gefragt, warum ich überhaupt so wütend war. Denn was weiß ein Kind schon, nicht wahr?

Ich bin kein Opfer oder so was, aber es ist wie ein Teufelskreis.

Um ruhig zu bleiben, ziehe ich meine schwarze Beanie noch tiefer in die Stirn und zähle in meinem Kopf in

Dreierschritten aufwärts. Das habe ich schon als Kind gemacht.

Drei mal eins ist drei.

Drei mal zwei ist sechs.

Drei mal drei ist neun.

»An Ihrer Stelle würde ich die Weihnachtsferien nutzen, um ernsthaft darüber nachzudenken, wie es weitergehen soll. Die Frist für die College-Bewerbungen kommt schneller, als Sie denken.«

Ich zupfe an meiner linken Augenbraue, ungefähr so wie ein Schurke in einem zweitklassigen Actionfilm seinen Schnurrbart zwirbeln würde. Mit dem Unterschied, dass ich nicht darüber nachsinne, wie ich Mr Hamilton am geschicktesten um die Ecke bringen könnte. Zumindest noch nicht.

Dass ich keinen Abschluss bekommen werde, wenn ich so weitermache, habe ich schon oft zu hören bekommen. Das ist jetzt wirklich keine große Neuigkeit. Aber bei dem Gedanken, das letzte Schuljahr ohne Big Cheese und Bud zu wiederholen – die beiden ohne mich auf die Bühne kommen zu sehen –, möchte ich am liebsten auf mein Skateboard springen und sofort von hier verschwinden. Oder zumindest einen Joint rauchen.

Stattdessen sacke ich auf meinem Stuhl zusammen.
»Und was kann ich da machen?«

Ich bereue meine Frage sofort.

Selbst ein »Versager« wie ich kann sehen, wie Mr Hamiltons Augen aufleuchten, als hätte er seine gesamte Karriere auf genau diesen Moment gewartet. Ich bin echt angepisst, dass ausgerechnet ich ihm diesen Moment verschafft habe.

»Nun ja, zunächst einmal würde ich hin und wieder ein Schulbuch zur Hand nehmen.«

Das soll witzig sein – er macht sogar eine Pause und wartet auf meine Reaktion –, aber ich bin nicht bereit, ihm die Genugtuung eines gefakten Lachens zu verschaffen. Nicht für so einen Flachwitz.

Ich kicke mit meinem Fuß gegen die Unterseite meines Skateboards. Am liebsten würde ich sofort etwas Scharfes erwidern, aber ich weiß, dass dieser Mann mir meinen Abschluss verbauen kann. Und da ein Abschluss nun mal meine einzige Chance ist, diese Hölle hinter mir zu lassen, muss ich mich zusammenreißen.

Als ich nicht reagiere, öffnet Mr Hamilton eine Schublade zu seiner Rechten und knallt einen Stapel College-Prospekte – verschnürt mit einem roten Band – auf den Schreibtisch. Als wäre er der Weihnachtsmann und heute schon Bescherung.

»Die würde ich schon mal außen vor lassen«, sagt er spöttisch und legt mit unnötig ausladender Geste den Großteil der Broschüren zur Seite. »Da haben Sie bei Ihrer Schullaufbahn keine Chance.«

Ich spüre, wie mein Mundwinkel sich nach oben bewegt und ich vor Stolz lächeln muss. Die Liste der Vergleichen, für die ich nachsitzen musste, ist tatsächlich länger als die meiner schulischen Leistungen. Letztes Jahr haben die Jungs und ich sogar Austin McNallys Rekord von 2006 gebrochen.

Nachdem Mr Hamilton alle Prospekte durchgesehen hat, bleiben nur noch drei übrig: einer für ein Community College in einem benachbarten County und zwei mit so

furchtbaren Werbefotos, dass ich mir nicht einmal die Mühe mache, mir die Namen zu merken.

»Ich will gar nicht aufs College«, sage ich verärgert und lasse mein Skateboard zwischen meinen Knien hochwippen. »Ich will einfach nur meinen Schulabschluss machen.«

Den Blick, den Mr Hamilton mir als Nächstes zuwirft, kenne ich nur zu gut. Schon mein ganzes Leben lang bedenken mich Erwachsene mit diesem Blick. Auch wenn die Reihenfolge unterschiedlich sein kann und es meistens auch ist, im Grunde ist es immer das Gleiche: geschürzte Lippen, verschränkte Arme, gefolgt von irgendeiner bissigen Bemerkung, dass das »ja wohl nicht zu glauben« sei.

»Ich hoffe, das meinen Sie nicht ernst«, sagt Mr Hamilton und verschränkt die Arme.

Er spult das ab wie ein scheiß Roboter.

Zieht die Augenbrauen zusammen, bis sie sich fast berühren. »Haben Sie irgendwelche *Leidenschaften*, Mr Mackenzie?«

Ich kaue auf der Innenseite meiner Lippe.

Diese Frage hat mich schon immer genervt. Wenn wir Kinder sind, lieben die Erwachsenen es, uns zu fragen, was wir später einmal werden wollen. Und das ist im Grunde auch das, was Mr Hamilton mich jetzt fragt.

Ich war sieben, als ich diese Frage zum ersten Mal beantworten musste. In der Schule war Berufsinformationstag, und Malcolm Weavers Dad kam in die Klasse, um uns von seiner Arbeit als Polizist zu erzählen. Aber ich wollte nicht zuhören. Ich wusste schon, was das für ein Vortrag werden würde. Ma und ich waren gerade erst nach Valentine, Ohio,

gezogen, um dem Polizisten zu entkommen, den ich bis dahin meinen Dad genannt hatte. Und dieser war nicht anders: Energisch schritt er zwischen den Tischen hindurch, und seine Stiefel dröhnten auf dem Linoleumboden, als trügen sie die Haftstrafen von allen, die er lebenslang hinter Gitter gebracht hatte. Ich spürte seinen Atem im Nacken, als er sprach, spürte, wie meine Knie zitterten.

Als ich an der Reihe war, sagte ich, dass ich Percy Jackson werden wolle, denn Percy Jackson war ja schon als Heranwachsender *der* große Macher.

Natürlich erntete ich ein paar Lacher von meinen Mitschülerinnen und Mitschülern, aber Officer Weaver fand das gar nicht witzig. Er trommelte mit den Fingern auf meinem Tisch und stellte die Frage noch einmal, langsamer diesmal, als hätte ich sie nicht verstanden.

Da hielt ich sofort den Mund.

In diesem Moment lernte ich, dass ich nicht der Fluten beherrschende, knallharte Halbgott sein durfte, der ich lieber sein wollte als irgendetwas sonst im Leben. Denn die Wahrheit ist, wenn Erwachsene dir diese Frage stellen, wollen sie nicht wirklich wissen, was du zu sagen hast.

Ich schlage die Beine übereinander und tue so, als würde ich meine Antwort abwägen. »Ma sagt, ich wäre ein guter Anwalt, so viel, wie ich immer debattiere.«

Mr Hamiltons hohles Lachen erfüllt die Luft mit dem Geruch abgestandenen Kaffee-Atems. »Sorry, junger Mann, aber Anwalt werden Sie bestimmt nicht. Nicht mit diesen Zensuren.«

Habe ich schon erwähnt, dass ich diesen Mann hasse?

Er holt eine Kopie meines neuesten Zeugnisses hervor

und hält das Blatt zwischen zwei Fingern, als wäre es irgendwie verseucht. Auch über den Schreibtisch hinweg kann ich erkennen, dass es mit schlechten Noten übersät ist. »Mathe scheint noch Ihr bestes Fach zu sein. Wie wäre es mit Buchhaltung?«

Das Erste, was mir dabei einfällt, ist Mas todlangweiliger Verlobter Tad, der ihr letzte Woche bei Red Lobster einen Antrag gemacht hat, nach zu vielen Margaritas und einer heißen Diskussion über Schuldentrückzahlung.

»Lieber starre ich den ganzen Tag an die Decke«, gebe ich zurück und denke an das ganze Gerede über Steuern, das ich mir in den letzten drei Jahren anhören musste.

Mein Handy vibriert in meiner Tasche, also krame ich es hervor und lese eine Nachricht von Tony:

Scheiße Mann wo bist du?

Als ich wieder hochschaue, funkelt Mr Hamilton mich wütend an.

»Sorry«, sage ich, auch wenn ich nicht ganz sicher bin, ob ich mich entschuldige, weil ich mein Telefon in der Hand habe oder weil ich angedeutet habe, dass sein Karrierevorschlag wahrscheinlich der schwachsinnigste Berufsweg ist, den ein Mensch wählen kann. Ich schätze, es passt für beides.

»Wesley.« Mr Hamilton steht auf und setzt sich auf die Schreibtischkante, als wollte er mir ins Gewissen reden. »Darf ich Wes sagen?« Ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: »Ich war mal genau wie du, Wes. Der Drückberger, der ...« – oh *Gott*, keine Gänsefüßchen in der Luft –

»Rowdy«. Der Typ, dessen einziger Gedanke an die Zukunft war, welches Bier er am Wochenende mit seinem gefälschten Ausweis kaufen würde.«

Okay, das ist doch gar keine Frage. Budweiser. Immer Budweiser. Sonst würde Brad mich umbringen.

»Aber dann habe ich mich gefangen. Ich hab meine Versagerfreunde fallen lassen, das perfekte Mädchen gefunden und noch mal die Kurve gekriegt.« Am Ende dieses Satzes rüttelt er an meinem Unterarm, als könnte er mir damit helfen, mein sogenanntes Rowdytum abzuschütteln.

Ich werfe einen Seitenblick auf ihn und frage mich, ab wann seine Berührung meines Arms als unerwünschter Körperkontakt eingestuft werden kann. Die Antwort ist: ab jetzt.

»Jetzt bist du an der Reihe, mein Junge. Ich reiche sozusagen die Fackel an dich weiter.« Er greift nach den College-Prospekten und überreicht sie mir, als wäre er Imperator Palpatine, der Luke Skywalker dazu verleiten will, sich der Dunklen Seite anzuschließen.

In diesem Moment klingelt es, und ich springe von meinem Stuhl auf, denn a) will ich so schnell wie nur menschenmöglich vor dieser Fackelzeremonie flüchten und b) höre ich die Klingel nicht gerade oft, weil ich meistens den Unterricht schwänze, also schrecke ich bei dem Geräusch wirklich auf.

»Sieht so aus, als wärst du erlöst. Jetzt aber ab ins Klassenzimmer, Wes, und wenn ich dich noch einmal beim Schwänzen erwische, versohle ich dir den Arsch, das schwöre ich.«

»So können Sie nicht mit mir reden«, sage ich und werfe mein Skateboard auf den Boden. Ich liebe das kreischende Geräusch der Räder auf dem Fußboden.

»Offensichtlich schon.« Mr Hamilton schnipst mit den Fingern und macht mir ein Zeichen, dass ich mein Skateboard tragen soll. »Ach, und Mr Mackenzie?«

Ich drehe mich auf dem Absatz um.

»Am Montag nach den Weihnachtsferien können Sie gleich wieder nachsitzen.«

»Warum denn das jetzt?«

»Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass Sie einfach so einen Mitschüler zusammenschlagen können, ohne dass das Konsequenzen hat?« Er wartet meine Antwort nicht ab, bevor er die Tür hinter sich zumacht.

Wenn man vom Teufel spricht. Ich entdecke den Jungen von vorhin kichernd am Ende des Gangs. Er hat unseren ganzen Schlagabtausch von Weitem beobachtet.

»Was glotzt du so?«, blaffe ich und steuere mit meinem Skateboard auf ihn zu.

Der Junge springt zur Seite, lässt ein schwarz-weißes Notizbuch fallen und verschwindet um die Ecke.

Ich beobachte, wie er den Gang hinunterrennt, während Mr Hamiltons Worte in meinem Kopf widerhallen. *Wenn Sie sich nicht am Riemen reißen, wird das nichts mit Ihrem Schulabschluss.*

Stöhnend hebe ich das Notizbuch des Jungen auf.

»Und was soll ich jetzt damit machen?«, rufe ich ihm hinterher.

Das Notizbuch fällt schon fast auseinander, zusammengehalten nur noch durch ein Gummiband. Es sieht zu

wichtig aus, um es wegzuerwerfen, also stopfe ich es in meinen Rucksack und schmeiße die College-Prospekte in den nächsten Mülleimer.

Es hat etwas Symbolisches, wie die Broschüren zwischen den Abfällen verschwinden – als würde ich eine Zukunft wegschmeißen, die ich sowieso nie erreichen könnte –, und ich zögere einen Augenblick. Die Worte »Community College« lugen hinter einem zerknüllten Blatt Papier hervor, als würden sie mich anflehen, es mir doch noch einmal zu überlegen. Ich sehe mich auf dem Flur um und vergewissere mich, dass niemand in der Nähe ist, bevor ich mein Handy hervorhole und ein Foto mache.

Als es noch einmal klingelt, überlege ich kurz, ob ich tatsächlich zur Geschichtsstunde gehen soll, aber ich entscheide mich dagegen. Es hat echt keinen Zweck, zumal ich die Hausaufgaben für heute nicht gemacht habe und nicht in der Stimmung bin, dem Lehrer zu erklären, warum es wichtiger war, spontan eine Extraschicht zu übernehmen, damit meine Ma die Miete bezahlen kann, als diese bescheuerten Fragen zur Weltwirtschaftskrise zu beantworten.

Mr Hamilton kann mich sowieso am Arsch lecken.

Das ist alles sowieso vollkommen unerreichbar für mich.
Schulabschluss.

College.

Arschbacken zusammenkneifen.

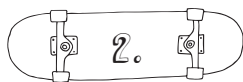
Aber die eine Sache, die in Mr Hamiltons großer Illusion vom Leben mehr als alles sonst so gut wie unmöglich ist, das ist der Teil mit der Freundin.

Dass ich mir eine Freundin suche.

Die Kurve kriegen und dann zielstrebig geradeaus gehen,
straight on.

Denn trotz Lederjacke und Skateboard und strubbeligem Haarschopf bin ich nicht straight, sondern stockschwul.

Nur dass das niemand weiß.



Lifestyles Of The Closeted & Confused

Ich atme tief ein, als ich nach draußen stürme und die Seitentür der Schule hinter mir zufallen lasse.

Schul zu sein passiert nicht über Nacht. Und ich bin nicht so naiv, zu glauben, dass es eine bewusste Entscheidung ist. Es gibt genug bigotte Idioten auf dieser Welt, die so etwas denken.

Zu verstehen, wer ich bin, war ein schrittweiser Prozess, über einen langen Zeitraum.

Der erste Schritt zu meinem sexuellen Erwachen war Tom Hardy in dem Science-Fiction-Film *Venom*. Es war an Brads Geburtstag, und während Brad und Tony abwechselnd Eddie Brock spielten und einander durchs Zimmer schleuderten, heulte ich mir in dieser Nacht in meinem Schlafsack die Augen aus. Ich habe nicht kapiert, warum sie einen so gut aussehenden Menschen dazu bringen mussten, sich in ein Monster zu verwandeln, wo er doch nur einen machtbesessenen Milliardär davon abhalten wollte, die Herrschaft über die Welt an sich zu reißen.

Scheiß auf Mr Hamilton und seine heteronormative

Gleichung für Erfolg. Glaubt er im Ernst, dass es alle meine Probleme lösen wird, wenn ich eine Frau finde? Dass damit irgendwie mein Wert bewiesen wäre? Ich hasse ihn dafür, wie selbstverständlich er davon ausgeht, dass ich hetero bin.

Und scheiß auf die College-Bewerbungen, die mir das Gefühl geben, mich beweisen zu müssen. Vor meinen Lehrern. Vor Mr Hamilton. Vor einem Zulassungsgremium, das sich eigentlich nur für das Geld interessiert, das ich zu ihrem Jahresabschlussbonus beisteuern würde. Ich muss mir und Ma nicht für den Rest unseres Lebens Schulden aufhalsen, weil irgendwo mal irgendwer gesagt hat, dass Bildung der Schlüssel zu einem guten Leben ist.

Ich kann nicht glauben, dass ich tatsächlich ganz kurz überlegt habe, Mr Hamilton zu erzählen, dass ich gern fotografiere. Damals in Louisiana hab ich damit angefangen, als Ma mir meine erste Einwegkamera geschenkt hat. Mir hat es einfach Spaß gemacht, irgendwelche Fotos von Dingen wie dem Wespennest neben dem Spielplatz zu schießen oder vom Gesicht meines Dads, wenn er den Fernseher anbrüllte. Das war natürlich, bevor er mir die Kamera wegnahm, weil ich ihn von seinem Baseballspiel ablenkte. Aber was bei mir hängen geblieben war, das war dieses Gefühl, wenn du ein Foto machst, kannst du der sein, der du sein willst. Ein Realist. Ein Zyniker. Ein Visionär, der eine Geschichte zu erzählen hat. Niemand richtet über die Person hinter der Kamera; alle bewerten einfach das Bild, wie es ist. Und das hat etwas Befreiendes. Aber ich weiß, was Mr Hamilton dazu gesagt hätte. Dass ich der Foto-AG beitreten müsste, um ernst genommen zu werden. Dass irgend-

welche unscharfen Bilder auf meinem Handy meine Chancen auf einen guten Studienplatz nicht erhöhen würden (oder etwas an meiner »Grundhaltung« ändern würden).

Wenigstens muss ich mich in den nächsten zwei Wochen nicht mit ihm abgeben, weil Weihnachtsferien sind. Ohrhörer rein, und schon drehe ich *Carpe Diem Baby* von Metallica auf, springe auf mein Skateboard und rase durch die Stadt. Ich nehme den langen Weg nach Hause, um den Kopf freizubekommen, vorbei am einzigen 7-Eleven in Valentine und an der leer stehenden Grundschule, in die die Jungs und ich manchmal eingebrochen sind, um zu kiffen, bevor die Bullen es spitzbekommen haben.

Als ich in der Main Street ankomme, sind meine Hände so steif von der Kälte, dass ich meine Schlüssel kaum halten kann.

Ma und ich wohnen in einer Dreizimmerwohnung über Mr Fongs Waschsalon, weshalb ich ständig den Geruch von nassen Kleidern und Bleichmittel in der Nase habe. Mr Fong ist seit zehn Jahren unser Vermieter und gibt uns immer Rabatt, wenn wir unten unsere Wäsche waschen. Im Sommer riecht die Luft so stark nach Waschpulver, dass es sogar den Gestank des Müllcontainers überlagert, der in der Gasse unter meinem Schlafzimmer steht.

Ein Mann mit aschgrauem Backenbart und mit einem ähnlichfarbigen Husky sitzt auf dem Fußweg neben der Eingangstür des Waschsalons.

»Hi, Ray, was geht?«, sage ich und reiche ihm eine Packung Studentenfutter, die ich in der Mittagspause irgendjemandem abgeluchst habe.

»Vielen Dank, Wes.« Ray öffnet vorsichtig die Tüte und

wirft Roxie eine Cashewnuss zu. Der Hund schlingt sie hinunter und sieht erwartungsvoll zu mir hoch.

»Das ist alles, was ich heute habe, Rox.«

Ruckelnd öffne ich das Schloss am Eingangstor und gehe die schmale Treppe zu unserer Wohnung hinauf. Die ist nicht gerade herrschaftlich – Ma und ich teilen uns ein Badezimmer mit kaputtem Duschkopf und mintgrünen Kacheln, und dem Kühlschrank muss man hin und wieder einen Tritt versetzen, damit er nicht klingt wie ein betrunkenener Rasenmäher –, aber es ist unser Zuhause. Gleich nachdem wir eingezogen sind, hat Ma die Wände gelb gestrichen, weil sie das an Spanien erinnerte. Dabei ist sie noch nie dort gewesen. Sie hat sich nur von ein paar ästhetischen Bildern auf Pinterest inspirieren lassen. Ein rostroter La-Z-Boy-Sessel, der früher zu Apartment Nummer 2A gehörte, steht vor dem Wohnzimmerfernseher, neben der »gut erhaltenen« pinkfarbenen Ledercouch, die Ma auf Facebook Marketplace gefunden hat.

Als ich meine Uniform überziehe – schwarze Slacks und ein T-Shirt mit einer daliesken schmelzenden Pizza vorne drauf –, schüttele ich die Schule weitestgehend ab und wechsle wieder in meine Komfortzone. Jeden Freitag ist es der gleiche Ablauf: Nach dem Unterricht komme ich nach Hause, koche mir schnell irgendwas aus dem, was ich gerade in der Küche finde, und mache mich auf den Weg zu meiner Vier-Uhr-Schicht bei Vincenzo's Pizzeria.

Ich will gerade gehen, als Ma durch die Wohnungstür stolpert, den Arm voller Zweige oder so was. Keine Ahnung, wie sie das Zeug durch das enge Treppenhaus bekommen hat.

»Hi, Ma.«

»Oh, hi, Stevia«, ruft sie, als die Tür hinter ihr zufällt.
»Guck mal, was ich gefunden hab ...«

Ich lächle, während sie mir von ihrem Tag erzählt. Mich »Stevia« zu nennen, ist Mas Art, »sich von der Masse abzuheben«. Von den ganzen »Mein-Schatz«- und »Mein-Süßer«-Moms hat sie noch nie besonders viel gehalten.

Ma hat die gleichen feuerroten Haare wie ich, zusammengebunden zu einem lockeren Pferdeschwanz, der ihr über die linke Schulter fällt. Es hat mich immer an die leuchtende Glut eines verglimmenden Feuers erinnert. Wir haben beide ein paar Sommersprossen auf der Nase, die sich von unserer hellen Haut abheben. Ihre Augen allerdings sind blau und meine nussbraun, eine Mischung aus Honig und Bernstein und einem bisschen Grün. Die Leute sagen manchmal, dass ich durch meine Augen kontaktfreudig wirke. Zumindest, bis sie tatsächlich mit mir Kontakt aufnehmen.

Ma tänzelt jetzt auf einem Bein, als sie ihre Schuhe auszieht und in ihre bequemen Crocs schlüpft, die sie allem Modischen vorzieht. Dann streift sie ihre Winterjacke ab, und mir fällt ein Suppenfleck auf ihrer neuen Bluse auf, die sie letzte Woche auf Pump gekauft hat.

Seit wir nach Valentine gezogen sind, verbringt Ma ihre Nachmittage in einem Obdachlosenheim und teilt Essen an Bedürftige mit Drogenproblemen aus, und das alles zusätzlich zu ihrer Arbeit im Textilgeschäft Quilts & Things. Darüber hinaus findet sie irgendwie noch Zeit, im Café um die Ecke eine *Golden-Girls-Drag-Show* zu veranstalten. Ma ist mein ganzes Leben lang mein Vorbild

gewesen, und sie hat nicht einmal einen Highschool-Abschluss. Mr Hamilton kann mir drohen, so viel er will – neben ihr verblasst er sowieso.

»... die werde ich für Weihnachten mit Silberfarbe und Glitzer besprühen!«, redet Ma weiter und holt mich in die Gegenwart zurück. Sie hockt sich auf den Boden und leert einen alten Terrakottatopf mit Nähzeug aus, um die Zweige darin kunstvoll zu arrangieren. »Du weißt ja, es ist nicht alles Gold, was glänzt.«

»Verstehe«, sage ich langsam und nicke. »Der alte Shakespeare lässt grüßen.«

Ma grinst und fügt in ihrem besten und zugleich schlechtesten britischen Akzent hinzu: »Yes, dear.« Sie wirft einen Blick auf ihre Uhr, eine schlichte braune No-Name-Armbanduhr, die ich ihr letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt habe, und runzelt die Stirn. »Jetzt sag nicht, dass du wieder geschwänzt hast?«

Ich fluche leise vor mich hin. Ich hab gedacht, ich hätte genug Zeit verbummelt, bevor ich mich auf den Weg nach Hause gemacht habe. »Ich hatte einfach keine Lust.« Ich zucke die Achseln, dann schnappe ich mir die Fernbedienung vom Couchtisch und umklammere sie, als wollte ich sie zerdrücken.

»Du weißt doch, wie ich es hasse, wenn du das machst. Eine Schulausbildung ist wichtig, Wes.« Ma hört auf mit dem, was sie gerade macht, um mich besser ansehen zu können. »Willst du darüber reden?«

»Ganz bestimmt nicht«, murmele ich, während ich stumpfsinnig durch die Programme zappe.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie Ma die Arme vor

der Brust verschränkt. Wenn ich nicht nachgebe, wird sie zu einem ihrer vielen Vorträge ansetzen. Wie vor ein paar Jahren, als sie mir die Gefahren einer Teenager-Schwangerschaft erläuterte – anhand einer PowerPoint-Präsentation, die sie am Abend zuvor gemacht hatte.

»Wesley«, sagt sie leise.

»Da gibt es nicht viel zu reden«, seufze ich und denke an Rektorin Cohens Worte. »Niemand an der Stonebridge High sieht in mir etwas anderes als einen Versager. *Mit den Zensuren kommen Sie nicht weit. – Sie nehmen das Leben nicht ernst genug. – Wenn Sie so weitermachen, wird das nichts mit einem Abschluss.*«

Mein Geständnis zieht mich total runter. Ich rolle meine Zehen ein, bis sie wehtun.

»Wie oft hab ich dir schon gesagt«, fängt Ma an, »wenn du dir etwas Mühe geben würdest, statt – ach, ich weiß auch nicht – immer alles in Brand zu stecken und dich mit deinen Lehrern anzulegen, würdest du vielleicht feststellen, dass dir die Schule mehr Spaß macht, als du dachtest.«

»Maaaaaa«, stöhne ich und hämmere mit dem Hinterkopf gegen die Wand. »Können wir das ein andermal besprechen?«

»Ich meine nur, was andere Leute über dich sagen, ist egal! Du bist so viel mehr als das.«

Ma zieht mich an sich, auch wenn ich ihre Umarmung nicht gleich erwidere.

Ich verdrehe die Augen, aber schließlich gebe ich nach und schlinge die Arme um sie. Ich vergrabe mein Gesicht in ihren Haaren und atme ihren Duft ein. Sie riecht nach

Patschuli und Zimt. »Du hast leicht reden. Du bist schließlich meine Ma.«

Da kommt mir der Gedanke, dass das genau der richtige Moment ist. Dass ich ihr endlich gestehe, dass ich schwul bin. Es ist die perfekte Gelegenheit – wir liegen uns ja schon in den Armen, also können wir das überschwängliche »Ich-liebe-dich-so-wie-du-bist«-Gelaber der toleranten Mutter überspringen und gleich wieder zur Tagesordnung übergehen.

Ehrlich gesagt wollte ich es ihr schon lange erzählen.

Ich habe nur nie den Mut dazu aufgebracht.

Außerdem reden wir normalerweise nicht über unsere Gefühle, oder nur manchmal auf eine selbstironische, flapsige Weise. Weil wir nur zu zweit sind, äußern wir nie, wie wir uns wirklich fühlen. Es könnte ja peinlich werden und den anderen vor den Kopf stoßen. Und auch wenn ich nicht glaube, dass mein Schwulsein unbedingt ein großer Schock wäre – ich meine, wir haben mehr Abende damit verbracht, die *Golden Girls* zu gucken, als jeder Hetero-Typ gern zugeben würde –, hält mich irgendwas davon ab. Weil, wenn es erst mal raus ist, wenn ich die Wahrheit eingestanden habe, kann ich es nicht mehr zurücknehmen. Ma hat vielleicht nichts gegen Schwule, aber es ist noch mal was anderes, wenn es das eigene Kind ist.

Und ehrlich, was macht es schon, wenn ich einen Teil von mir vor ihr verberge? Ma ist die einzige Familie, die ich habe. Und ich *mag* das, was wir haben. Es ist vertraut. Sicher. Warum sollte ich auch nur das geringste Risiko eingehen und das gefährden? Besonders jetzt, da Tads Heiratsantrag sich über uns zusammenbraut wie eine dunkelgraue

Wolke, die nur auf den richtigen Moment wartet, um alles hinwegzuspülen, was wir uns aufgebaut haben.

Ich lasse mich in den Sessel sinken, als die Titelmelodie der *Golden Girls* aus dem Fernseher dudelt.

Wie Dorothy Zbornak und Sophia Petrillo sind Ma und ich ein dynamisches Duo. Es ist alles, was wir je kannten. Oder alles, woran wir uns erinnern wollen.

Meiner Erinnerung nach hat mein Dad uns nie wirklich geliebt. Nicht so, wie ein Dad es tun sollte. Morgens war Ma damit beschäftigt, mich für die Schule fertig zu machen und dabei die blauen Flecken zu verbergen, die er ihr am Abend zuvor verpasst hatte. Als ich sieben wurde, packte sie unsere Koffer, weckte mich mitten in der Nacht und fuhr bis zum Sonnenuntergang am nächsten Tag.

Unsere Reise endete in Valentine, vierzehn Stunden nördlich von Louisiana, weil Ma fand, dass das gut klang. »Valentine für meinen einzigen Valentinsschatz – dich«, sagte sie.

Als wir an dem mit Engelchen und einem Halbmond bemalten Ortsschild vorbeikamen, gab sie mir einen Kuss auf die Nasenspitze und versprach mir, dass jetzt alles gut werden würde. Wir verbrachten die Nacht frierend in einem gammeligem Motel an der Autobahn, ohne funktionierende Heizung. Das einzig Gute, was diese Zeit mit sich brachte, war meine erste Lederjacke, die ich unter dem Motelbett fand. Die nächsten zwei Jahre zog ich sie kaum aus.

Damals hatte ich die Fantasie, dass mein Vater eines Tages mit verrauchten Klamotten in unsere Wohnung gestolpert käme, wie er das immer getan hatte. Er würde mich fest an sich drücken und versprechen, sich zu ändern, und wir

würden ihn mit offenen Armen wieder aufnehmen. Das ist doch ganz schön krank.

»Denk dran, morgen Abend gehen wir mit Tad und Hannah ins Ballett.«

Verdammt. Einen glückseligen Moment lang hatte ich Tad fast vergessen. Ich strecke die Zunge raus und fange mir einen von Mas liebevollen Knüffen ein.

»Du liebst doch den *Nussknacker*.« Sie nickt mir übertrieben eifrig zu, als erwartete sie, dass ich total begeistert bin, auch wenn wir bei der Ballettaufführung letztes Jahr beide eingepennt sind.

»Na klar«, sage ich und schlage mir gegen die Stirn, »es gibt ja auch nichts, was ich an einem Samstagabend lieber machen würde, als in einem Theater voller reicher Snobs ein Nickerchen zu halten, während ein Mädchen von einer tanzenden Maus verfolgt wird.«

Ma versetzt mir noch einen Knuff und schnaubt.

Ich reiße mir den Arm. »Autsch, der hat wehgetan.«

»Du wirst es überleben.« Sie lächelt und zupft an der Haut ihres Ringfingers. »Wo wir gerade von Tad reden ...«

»Nope. Keine Chance.«

Mas Mund wird zu einem schmalen Strich. Seit dem Antrag hat sie jeden Tag versucht, mit mir darüber zu sprechen. Ich weiß, sie will meine Zustimmung, bevor sie sich entscheidet, aber ich bin noch nicht bereit für dieses Gespräch. Vielleicht werde ich das auch nie sein. Wie sagt man seiner eigenen Mutter, dass der Mensch, mit dem sie zusammen sein will, buchstäblich der langweiligste Mann auf dem Planeten ist?

»Wesley«, stöhnt Ma.

»Tamara.«

Sie klatscht in die Hände. »Wir müssen darüber reden.«

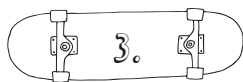
»Ich glaube wirklich nicht, dass wir das müssen«, sage ich und checke mein Handy, um zu sehen, wie spät es ist.

»Ich muss jetzt los.« Schnell stehe ich auf, ziehe mein T-Shirt zurecht und schnappe mir mein Skateboard aus dem Flur.

Ich bin schon an der Tür, als Ma mir hinterherpfeift. Ich fahre herum, und da steht sie, meine rote Schürze in der Hand.

Ich drücke ihr einen Kuss auf den Scheitel und zitiere:
»*Thank you for being a friend.*«

Für manche mag es nur die *Golden Girls*-Titelmelodie sein, aber für uns symbolisiert das Lied unsere Beziehung. Es steht für uns, die wir sogar durch die Hölle gegangen sind und es zusammen durchgestanden haben.



Teenage Dirtbags

»Hey, wo warst du in der vierten Stunde?«

Tony schlägt mir auf den Rücken. Seine Hand hinterlässt einen Mehlabdruck auf meinem T-Shirt.

»War wohl gerade dabei, dem Quarterback einen runterzuholen«, prustet Brad, der jetzt in die Küche kommt, die Schürze offen um den Hals gehängt. Er nimmt einen Schluck aus einer blauen Wasserflasche, bevor er sie anzüglich zu streicheln beginnt. Tony biegt sich vor Lachen.

Das machen sie immer. Reißen solche ziemlich direkten Witze. Auch wenn ich glaube, dass keiner von den beiden vermutet, dass ich schwul bin, muss ich jedes Mal schlucken, wenn ich ihnen solche Bemerkungen durchgehen lasse.

»Halt die Fresse, Alter.« Ich versetze Brad einen Tritt gegen das Schienbein, dann senke ich beschämt den Kopf.
»Hamilton hat mich erwischt.«

Ich bin in meiner ganzen Schullaufbahn nicht beim Schwänzen erwischt worden. Das wird mir ewig nachhängen. Ich kenne die Jungs.

»Big Mac bringt's nicht mehr!«, sagt Tony und nimmt mich in den Schwitzkasten.

Tony »Big Cheese« Pecorino und ich sind die besten Freunde, seit ich in der Schule meine erste Prügelei hatte. Kurz nachdem wir nach Valentine gezogen waren, glaubte so ein Fünftklässler, es wäre lustig, einen Witz über Ma zu machen. Bevor er überhaupt die Chance hatte, sich zu verteidigen, drückte ich ihn zu Boden, und eine ganze Horde Schüler versammelte sich um uns. Tony war der Einzige, der bemerkte, dass auch ich verletzt war, auch wenn meine Blessuren nicht so sichtbar waren wie die des anderen Jungen. Von da an war er immer an meiner Seite.

Egal, wo er ist, Tony trägt immer AirPods und redet lieber laut, um die dröhnende Musik auf seinen Ohren zu übertönen. Er hat olivfarbene Haut, chaotische schwarze Locken und einen ersten Bartflaum über der Oberlippe, auf den er mächtig stolz ist. Außerdem ist er irre groß, was es umso unangenehmer macht, wenn er einen im Schwitzkasten hat. Tonys Traum ist es, eines Tages ein berühmter Koch zu werden und Vincenzo's – die Pizzeria seiner Familie – zu einer global anerkannten Marke zu machen. Auch wenn wir es noch nicht einmal geschafft haben, bei TripAdvisor unter den Top Ten der Restaurants in Valentine zu landen.

Über die Jahre stand Tonys Familie unzählige Male am Rande des Bankrotts. Tony lässt sich davon nicht unterkriegen, aber man sieht es an der Art, wie der Rest der Familie durch die Gegend geht; das Kinn auf der Brust, die Schultern so eingesunken, dass es nicht gut für die Gesundheit sein kann. Als die Pandemie kam, hatte Vincenzo's Schwierigkei-